



Leseprobe

Heike Duken

Wenn das Leben dir eine Schildkröte schenkt

Roman

»Ein nachdenklich stimmender Familienroman mit heiteren Untertönen, sehr empfehlenswert.« *Bücherei Wien*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 272

Erscheinungstermin: 15. März 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Eine Familie, die manchmal keine sein will, eine Schildkröte, die sie 40 Jahre begleitete und ein Geheimnis, das wohl oder übel ans Licht kommen muss ...

»Charly ist tot. Ich kann nichts dafür.« Mit diesen Worten lädt Großmutter Frieda die Familie in den Garten der alten Villa in Murnau zur Beisetzung ein. Charly, das war die Schildkröte der Familie, mit der vor über 40 Jahren alles begann. Denn Heinrich, der Großvater, der eigentlich gar nicht der Großvater ist, brachte Charly damals als Geschenk mit für die Kinder von Frieda, in die er sich gerade verliebte. Doch dass Heinrich auch Geheimnisse mitbrachte, die er länger hüten würde, als Charly am Leben sein sollte, ahnte damals keiner. Und er ist nicht der Einzige in diesem zusammengewürfelten Clan, der mit sich und seinen Mitmenschen zu kämpfen hat. Doch alle machen sich auf den Weg, um Charly die letzte Ehre zu erweisen. Es wird ein Tag, an dem alle etwas zu Ende bringen wollen und sich dennoch ein neuer Anfang entwickelt ...



Autor

Heike Duken

Heike Duken, geboren 1966 in München, studierte Psychologie und arbeitet in Nürnberg als Psychotherapeutin in ihrer eigenen Praxis. Sie schreibt, seit sie die Buchstaben kennt, ihr erstes Werk war eine Piratengeschichte in der dritten Klasse. Ihr Romanprojekt „Wenn das Leben dir eine Schildkröte schenkt“ wurde mit einem Stipendium des Deutschen Literaturfonds gefördert.

HEIKE DUKEN

Wenn das Leben dir eine Schildkröte schenkt

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.instagram.com/blanvalet.verlag

Heike Duken

WENN DAS
LEBEN
DIR EINE
SCHILDKRÖTE
SCHENKT

Roman

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Arbeit der Autorin an diesem Roman wurde vom Deutschen Literaturfonds e. V. gefördert

Alles ist erfunden und alles war ganz anders.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noor1967

1. Auflage 2021

Taschenbuchausgabe 2021 bei Blanvalet, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Limes in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: René Stein

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München

Umschlagmotiv: Smileus/Shutterstock.com

JB Herstellung: eR

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0668-2

www.blanvalet.de

Für Doris und Herbert

Prolog

Frieda 2016

CHARLY IST TOT. WER ZUR BEISETZUNG ERSCHEINEN
WILL, SOLLTE SICH AUF DEN WEG MACHEN. ICH
WOLLTE SIE AUS DEM WINTERSCHLAF HOLEN, ABER
SIE WAR NICHT MEHR AM LEBEN. ICH KANN NICHTS
DAFÜR

Frieda drückte auf SENDEN.

»Weißt du noch?«, fragte sie. »Der Tag, an dem du Charly mitgebracht hast? Du hast gemeint, sie kann noch leben, wenn die Kinder erwachsen sind, und du hattest recht.«

»Die Mädchen haben sich so gefreut. Sie haben sie sogar mit ins Bett genommen«, sagte Heinrich.

»Und du hast es ihnen auch noch erlaubt. Eine Schildkröte!«

»Sie haben trotzdem zwei Tage lang nicht mit mir geredet, Mattis auch nicht und du auch nicht.«

»Du weißt, warum.«

»Ja, ich weiß alles noch ganz genau. Das ist meine Strafe – bis zuletzt bleibe ich klar im Oberstübchen. Ich vergesse nichts, gar nichts.«

»Das solltest du aber. Das ist unser Vorteil, dass wir langsam gaga werden und vergessen.«

Heinrich antwortete nicht. Er packte nur die Schildkröte in eine Plastiktüte und machte ein Fach in der Gefriertruhe für sie frei. Er sah so traurig aus. Es kam Frieda unnormale vor, wie traurig er war. Nur wegen Charly.

I. Teil

An Wildschweinen sterben mehr Menschen als an Haien

Nele 1975

Der erste Mann nach dem Tod meines Vaters kam an einem Sonntag in die Familie. Meine Mutter hatte uns vorbereitet. Sie habe jetzt einen Freund. Heinrich.

»Er hat eine ganz schlimme Kindheit gehabt, auf dem Dorf, weit weg von der Mutter«, erzählte sie uns.

Ich lauschte gespannt wie bei einer gruseligen Gutenachtgeschichte.

»Sein Vater ist gefallen. Im Krieg.«

»Hingefallen?«

»Im Krieg gefallen bedeutet gestorben. Und später hat Heinrich eine Frau geheiratet, die ist verrückt geworden. Sie ist in ein Krankenhaus gekommen, und da ist sie geblieben.«

»Für immer?«

Sie nickte.

Ich glaube, sie wollte uns damals gnädig stimmen. Diesen Mann mit der verrückten Frau und der ganz schlimmen Kindheit, den sollten wir nicht zu sehr auf die Probe stellen. Wir drei, das waren Mattis, der Große, Karen, die Mittlere, und ich, die Kleine.

Ich hatte Mitleid mit Heinrich, noch bevor ich ihn kennenlernte. Und beschloss für mich, er sollte es von jetzt an besser haben im Leben. Ich würde dafür sorgen. Es war gut, dass dieser Mann zu uns kam. Alles würde nun anders werden für ihn. Und für meine Mutter auch.

»Er ist da! Heinrich ist da!«, rief ich, als es klingelte. Ich rannte zur Haustür und hüpfte auf und ab, auf und ab, bis Mutter endlich öffnete, und da stand er. Der arme Mann. Er beugte sich zu mir hinunter.

»Du bist die Nele, stimmt's?«

Ich nickte. Ganz ernst und feierlich.

»Du hast ja wirklich so schöne Augen!« Er lächelte.

Ich nahm seine Hand und zog ihn ins Zimmer. Der Tisch war schon gedeckt, es gab süße Teilchen, dazu Kaffee für die Erwachsenen und Limonade für uns Kinder. Das kriegten wir sonst nicht zu sehen, Gebäck und Limonade. Wir stürzten uns darauf wie ausgehungert.

Ich schaute sie die ganze Zeit an, meine Mutter und ihn. Wie vorsichtig sie miteinander umgingen und wie zuvorkommend.

Mein Vorhaben festigte sich. Heinrich würde es gut bei mir haben. Er würde alles vergessen und glücklich werden, bei mir, der kleinsten von allen. Meine Beine baumelten über dem Sofarand, und ich trank meine Limo, für die ich sogar einen Strohhalm bekommen hatte.

Später brachen wir auf. Wir saßen zu dritt hinten in Heinrichs Auto, meine Mutter vorne. Er konnte

gut Auto fahren. Ich wusste, Heinrich würde niemals einen Unfall bauen.

Unser letzter Ausflug lag lange zurück. Ich konnte mich gar nicht mehr daran erinnern. Ein Auto hatten wir nie gehabt. Ich schaute aus dem Fenster, ich sah ein Pferd und eine Herde Schafe.

Wir liefen durch einen Wald, und Mattis tat so, als würde er sich auskennen. Er erklärte alles Mögliche: Das wären Buchen und das Eichen und das Wildschweinspuren ...

»Wildschweine, die sind gefährlich, Nele, die rennen dich um. Und die Eber, die rammen dir die Hauer in den Bauch. Das ist tödlich, verstehst du?«

»Hör auf, Mattis!«, befahl meine Mutter, aber er dachte gar nicht daran.

»An Wildschweinen sterben mehr Menschen als an Haien. Das ist eine Tatsache.«

Heinrich nahm meine Hand. »Ganz so schlimm ist es nicht«, beruhigte er mich. Ich ging eine Weile an seiner Hand. Er machte viel größere Schritte als ich, passte aber immer auf, dass ich mitkam. Wir waren schon sehr weit gelaufen, und meine Füße taten weh.

»Kannst du denn noch?«, fragte Heinrich.

Ich schüttelte den Kopf.

Er hob mich hoch und setzte mich auf seine Schultern. Da oben konnte es ruhig noch viel weiter sein.

»Pscht!«, machte er plötzlich und blieb abrupt stehen. »Ganz ruhig alle!«

Ich hatte furchtbare Angst. Die Wildschweine. Jetzt waren sie da. Mattis hatte auch Angst, ich sah

es ihm an, und das machte es noch schlimmer. Karen versteckte sich hinter meiner Mutter.

»Schaut mal, da vorne!« Heinrich deutete auf einen kleinen Sonnenfleck, nur ein paar Meter entfernt, aber ich sah nichts Besonderes.

»Schaut doch, auf dem Stein. Seht ihr sie?«

Wir suchten, zuckten aber mit den Schultern.

»Zwei Kreuzottern. Sie sind ineinander verschlungen. Auf dem Stein.«

Jetzt sah ich sie. Zwei Schlangen.

»Ja, da!«, rief ich, und endlich entdeckten die anderen sie auch. Wir staunten. Sie waren so nah. Ich hatte noch nie eine echte Schlange gesehen. Irgendwie hatte Heinrich sie heraufbeschworen, für mich. Und auf seinen Schultern war ich vor ihnen in Sicherheit und konnte sie einfach so beobachten.

»Sie lieben sich«, sagte Heinrich und sah meiner Mutter dabei in die Augen. Sie schaute nicht weg und hielt es lange aus, ohne zu blinzeln.

Als es weiterging, waren wir alle noch aufgekratzt, wegen der Schlangen, wegen Heinrich und allem. Karen beschwerte sich, sie könne jetzt auch nicht mehr laufen, sie wolle jetzt auch mal eine schöne Aussicht haben.

»Also gut, gerecht muss es sein.«

Heinrich hob mich herunter und stemmte Karen auf seine Schultern. Ihre Beine hingen ganz lang an ihm herunter, weil sie schon viel zu groß für so was war. Mattis verdrehte die Augen, das war für ihn Mädchenkram. Er kam mit einem Stein an.

»Das ist ein Kreuzotternei, seht ihr?«

»Tatsächlich!«, meinte Heinrich. »Das ist sehr selten, Mattis, pass gut darauf auf.«

»Ich nehme es mit, und zu Hause lassen wir die Babys schlüpfen. Die dürfen dann in deinem Zimmer schlafen, Nele.«

Ich hüpfte im Kreis herum. »Das macht mir nichts, ich hab keine Angst!«

Wir Kinder rannten voraus und wieder zurück, wir sahen überall Schlangen und Schlangeneier, hoben Stöcke auf und schlugen damit gegen Baumstämme, immer wilder wurden wir, die Gesichter rot, die Köpfe verschwitzt.

»Treibt es nicht zu bunt!«, rief meine Mutter, aber wir hörten nicht auf sie. Mattis hob einen schweren Prügel hoch und schwenkte ihn über dem Kopf.

»Heinrich, kannst du das auch?«, brüllte er.

Heinrich lief ein Stück ins Unterholz und suchte nach einem Stock für sich, Mattis hinter ihm her. Er heulte wie ein Indianer und drehte sich im Kreis, beide Hände an seinem Prügel; Heinrich bückte sich, Mattis drehte sich weiter, aber dann bekam er zu viel Schwung und konnte den schweren Ast nicht mehr halten. Er flog durch die Luft, und als Heinrich sich gerade erhob, traf ihn der Prügel mit einem dumpfen Geräusch am Hinterkopf.

Einen ganz kleinen Moment lang war es vollkommen still, sogar die Vögel verstummten und hielten die Luft an.

Und dann passierte es. Alles ging wahnsinnig

schnell. Heinrich rannte los, zu meinem Bruder hin, holte aus und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht. Mattis flog nach hinten, viele Meter weit, so kam es mir vor, wie in einem Film. Er machte dabei ein kurzes, schlimmes Geräusch, es kam aus seinem Hals.

Ich starrte zu ihm hin. Er lag auf dem Waldboden und hatte Dreck und Blätter in den Haaren. Jetzt setzte er sich auf. Er schaute so verwirrt und erschrocken drein, dass er mir leidtat wie verrückt. Er langte sich ans Kinn. Seine Lippe blutete.

Ich fing an zu weinen.

Heinrich stand da. Er tastete seinen Hinterkopf ab und betrachtete dann die Hand, ob Blut daran war. Kein Blut.

Das war nicht gerecht.

Trotzdem, er tat mir auch leid.

Auf der Rückfahrt nach Hause sagte keiner ein Wort. Die Knöchel der Hand, mit der Heinrich Mattis geschlagen hatte, leuchteten ganz rot. Mein Bruder saß neben mir. Seine Arme hingen wie tot herunter. Karen summte leise vor sich hin. Ich tat, als würde ich schlafen.

Als wir anhielten, öffnete ich die Augen und sah, dass Heinrich seine Hand hinüber zu meiner Mutter legte. Auf ihr Bein. Sie bewegte sich nicht, starrte nur geradeaus. Keiner stieg aus. Karen summte nicht mehr.

»Heinrich?«, fragte meine Mutter, ohne ihn anzuschauen.

»Ja?«

»Meine Kinder werden nicht geschlagen.« Sie war vollkommen ruhig.

Heinrich antwortete nicht.

»Überleg dir, ob du das schaffst. Überleg es dir gut«, sagte sie.

Er stieg nur aus und öffnete mir von außen die Tür.

Ich kletterte hinaus.

»Tschüss, Nele«, sagte er.

»Tschüss.«

Dann legte er Mattis etwas in die Hand.

»Dein Schlangenei.«

Mattis schaute auf den Stein wie auf etwas Seltsames, Fremdes.

Spät abends schlüpfte ich noch einmal aus dem Bett und ging zur Toilette, obwohl ich gar nicht musste. Durch den Türspalt sah ich meine Mutter im Wohnzimmer vor dem Fernseher sitzen.

Im blauen Flimmerlicht sah sie bleich aus.

Xie Xie

Nele 1999

Der Schmerz kam schlagartig und sofort mit voller Wucht. Er fühlte sich anders an als alles, was ich kannte. Als würde mein Unterleib sich zur Faust ballen und gewalttätig werden.

Nach einer Aspirin und einer Stunde, die ich gekrümmt auf dem Sofa verbracht hatte, versuchte ich, Bert zu erreichen. Aber er war nicht im Büro, sondern unterwegs auf einer der Baustellen. Das kannte ich schon.

Wen konnte ich anrufen? Wen denn? Unsere einzigen Freunde hier wohnten außerhalb in Happy City, siebzig Kilometer entfernt. Und sie beherrschten ja auch nur ungefähr zehn chinesische Wörter, genau wie ich.

Blieb nur Greta, meine Assistentin. Sie war es gewohnt, am Sonntag angerufen zu werden. Wir waren es alle gewohnt. Aber Greta kam gerade heute nicht infrage. Auf keinen Fall.

Als hätte mein Körper das eingesehen, gab er plötzlich Ruhe. Schweigen da unten. Vielleicht bekam ich doch nur meine Tage. Vielleicht reagierte ich über,

wieder einmal allein in dieser absurd großen Wohnung, gefangen zwischen Fensterscheiben, die sich nicht öffnen ließen. Ein Aquarium.

Ich sah hinunter auf das neue Shanghai. Novembertag. Winzige Autos bewegten sich durch den gelblichen Nebel, aus dem halbfertige Hochhäuser ragten wie schlechte Zähne. Der Himmel darüber seit Wochen konstant grau und tief durchhängend, eine apokalyptische Lebensfeindlichkeit, so kam es mir vor. Am Horizont prangte grellrot leuchtend die Coca-Cola-Werbung, ein einsames Signal, eine letzte Assoziation: zu Hause.

Was mir am Freitag mit Greta passiert war, wäre vor ein paar Wochen noch undenkbar gewesen. Aber mein Heimweh hatte die letzte wütende Phase erreicht. Man fing an, alles zu hassen, wirklich alles zu verabscheuen, vollkommen beliebig. Jede Kleinigkeit nur ein weiterer Beweis für dieses Exil, moderne Sklaven waren wir, verschleppt in der Business Class.

Greta hatte in der Datei für die Präsentation wieder das falsche Logo verwendet, in dem das V mit dem W vertauscht war, sodass unsere schöne deutsche Marke, in der ganzen Welt mit solider Wertarbeit assoziiert, der Lächerlichkeit preisgegeben war. Diese Verballhornung hielt sich hartnäckig in den Dateien und brachte sämtliche Chefs und Chefchefs in null Komma null eins Sekunden auf hundertachtzig.

»Diese unendliche chinesische Blödheit!«, brüllte ich durchs Großraumbüro, außer Kontrolle geraten, eine Rassistin war ich. Und die Adressatin, Greta,

stand auf, eine Chinesin, die sich ihren absurden Vornamen selbst verliehen hatte, aus Ehrfurcht vor den deutschen Vorgesetzten. Das war so üblich.

»Oh, vergessen«, flötete sie und trippelte auf ihren zehn Zentimeter hohen Lackpumps und in ihren Rüschenhotpants um den Schreibtisch herum. Sie war besonders umgänglich und bemüht in den letzten Tagen, weil es um ihre Hochzeit ging. Auch das war üblich, die Vorgesetzten erschienen zur Hochzeit und hielten Lobreden.

»Ich werde nicht zu deiner Hochzeit kommen«, herrschte ich sie an. »Und merk dir das endlich mit dem Logo. Merk es dir, Greta, hörst du?«

Ich konnte es nicht fassen. Was war aus mir geworden? Aber auch das war ja nur eine klägliche und eigennützige Reue.

Greta hatte gelächelt, sich umgedreht und war gegangen. Vielleicht hatte sie auf dem Klo geweint. Bestimmt sogar: Dieses Hochzeitsding war einfach extrem wichtig.

Der Schmerz kehrte zurück, und diesmal blieb mir die Luft weg. Ich bekam richtige, kalte, schweißnasse Angst. Und wählte doch Gretas Nummer, denn jetzt war es schon egal. Meine Assistentin ging jedoch nicht ran. Dieses eine Mal übernahm der Anrufbeantworter.

»Greta, hier ist Nele. Ich muss zum Arzt. Bitte, kannst du mich fahren und übersetzen? Es ist dringend, glaube ich.«

Ich wartete. In der Küche, über die Spüle gebeugt,

ständig ganz kurz davor, mich zu übergeben. Ich trank ein Glas Wasser.

Wie sterbensallein sie war, diese Frau in der Küche im neununddreißigsten Stock, mit dem Glas Wasser in der Hand. Sie war mir fremd.

»Ich bin's noch mal, Nele. Es tut mir leid, Greta! Melde dich, wenn du das hörst, bitte! Ich fahre jetzt mit dem Taxi ins Blaue Krankenhaus. Vielleicht ist Dr. Mayers da.«

Im Krankenhaus – ein Gebäude mit blauen Stahlstreben innen wie außen – tummelten sich Menschen jeden Alters, klein und schwarzhaarig, mit Plastiktüten voller Essen am Arm und mit Kindern im Schlepptau. Ein Tresen weiter vorne war anscheinend so etwas wie die Anmeldung. Ich musste drängeln, alle drängelten dorthin, alle wollten ja nur drankommen und wedelten mit Geldscheinen. Ohne Geld wurde hier niemand behandelt. Niemand. Ein Mann schubste mich, ich schubste zurück. Endlich vorne beim Tresen präsentierte ich ein Bündel Geldscheine und hielt eine Karte hoch mit dem chinesischen Wort für Schmerzen. Eine Karte für »Unterleib« hatte ich nicht, deshalb musste ich darauf deuten, eine Frau neben mir wegdrücken und wieder auf meinen Unterleib zeigen.

»Dr. Mayers? Ist Dr. Mayers da?«, fragte ich.

Keine Antwort. Nur eine Armbewegung, das hieß wohl nach oben, und ich ging nach oben. Die Treppe wollte gar nicht mehr aufhören, in meinem Unterleib ein schwerer Stein. Aber tatsächlich, da stand

